



Fränkische Bauernhochzeit. Um 1850

Steinzeichnung von Peter Geiß

## Die Volkstracht im badisch-fränkischen Gau

Von Max Walter, Amorbach

Eine Landschaft, groß in ihrer Einfachheit und eindringlich in ihrer Stille, liegt vor dem Wandersmann, der auf der Höhe bei Hof Lilach in der Nähe der badisch-bayerischen Grenze steht. Der Ochsenfurter Gau hebt an und breitet sich weit nach Osten. Flache Hügel in weichen Linien, Felder, nichts als Felder, wohin das Auge reicht. Baumreihen liegen gleich Perlschnüren in der Flur, Straßen bergend, die nach einem Regenguß unbegehrbar sind. Da und dort ein spitzer Kirchturm. Die dazugehörigen Dörfer verstecken sich hinter Wällen von Obstbäumen. Noch liegen in der Nähe einzelne Waldstücke verstreut auf den Höhen, weiter nach Osten zu ist auch für sie kein Platz mehr. Hier hat sich die Natur im Streit zwischen Bauern und Forstmann eindeutig entschieden. Offenes Land ist der Gau und doch verschlossen, vom Verkehr gemieden. Noch hat die Industrie — mit Ausnahme der großen Steinbrüche bei Kirchheim — kaum Fuß in ihm gefaßt, noch ist der Bauer allein Herr landauf, landab. Die kleinen Städtchen passen sich vollkommen ein in ihre rein ländliche Umgebung. Verhältnismäßig dicht besiedelt, stehen die Dörfer stattlich und atmen Wohlhabenheit, ja

Reichtum. Die fränkische Hofraite, sich lagernd um den viereckigen Hof und verwahrt durch mächtige Tore, ist in ihnen die Regel. Die Wohnhäuser liegen getrennt von Stall und Scheuer, sind zweistöckig und aus dem wetterharten, grauweißen Kalkstein der Gegend gebaut.

Uralter Kulturboden, in Zeugen und Erleben müde geworden, ist der Gau. Getreideland, das Land der guten Braugerste, das Land der Kapellen und Kirchen, der Sigismundkapelle mit dem rätselvollen Eingangstor unter der mächtigen Linde auf der Höhe über Oberwittighausen und der tief im Boden versunkenen Achatuskapelle in Grünsfeldhausen, das Land eines kräftigen, harten und selbstbewußten Menschenschlags. Die Landschaft hat Eigenart, und sie prägte Menschen eigener Art. Offen und frei im Wesen, bewußt in Wort und Tat, stolz auf die ererbte Scholle und das erarbeitete Gut, festhaft und heimatgebunden, so ist der Gaubauer.

Ein schmaler Streifen des Ochsenfurter Gauces zieht auf badischem Boden an der Nordostgrenze entlang, etwa umfassend die Gemarkungen Bilchband, Zimmern, Unter- und Oberwittighausen, Poppenhausen, Hof Lilach, Krensheim, Paimar, Schönfeld, Ilmspan und Gerchsheim. Die Bewohner dieser Dörfer an der Grenze fühlen sich in unbewußter Erkenntnis tiefer Zusammenhänge als durchaus zum Gau gehörig.

Einheitlich und in sich geschlossen wie die Landschaft ist das Volkstum. Deutlicher als in vielen anderen Gegenden läßt sich hier der innige Zusammenhang Beider erkennen, und stärker als politische Zugehörigkeit und als Verkehrsverhältnisse bindet eine dem gleichen Mutterboden entsprungene Lebensgemeinschaft. Die Bewohner dieses Landstriches sind in den hundert und einigen Jahren der Zuteilung zu Baden wohl Badener geworden, aber es sind mehr als grenznachbarliche Beziehungen, die sie mit unsichtbaren Fäden in allen Dingen des Lebens immer wieder nach Osten ziehen. Dies gilt in gleichem Maße auch für die weiter zurückliegende Zeit. Die Mehrzahl der Dörfer gehörte lange Jahrhunderte zum Würzburgischen Amt Grünsfeld. Zu ihm aber zählten außerdem die Nachbardörfer Grünsfeldhausen, Dittigheim und Impfingen, ohne daß die engeren Beziehungen aus der politischen Zusammengehörigkeit eine vollkliche Bindung hervorgerufen hätte. Auch der gleiche Glaube — Gau und Tauberland haben eine rein katholische Bevölkerung — schlug keine Brücke. Der Gaubauer hält sich für sich, treibt Handel und Wandel bis in die jüngste Zeit hinein — erst die scharfen staatlichen Bindungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre, die Gründung von Lagerhäusern usw. brachten einige Änderungen — nach den kleinen Städtchen im Gau, wie Bütthardt, Kirchheim usw. ja, er heiratet immer wieder ins Gau und holt sich seine Frauen aus dem Gau.<sup>1</sup> In den westlichen Nachbardörfern wohnten für ihn die „Taubergründer Schläppl“, Leute, deren Lebenskreis seinen Mittelpunkt im Taubergrunde

<sup>1</sup> Scharf ausgeprägte Rassenmerkmale haben sich so im Laufe der Jahrhunderte herausentwickelt und die Rasseforschung findet m. E. hier ein dankbares Arbeitsfeld.

hatte, Leute, von denen ihn mehr schied als die wenigen Minuten schlechten Wegs von Dorf zu Dorf. Ein Leben durchflutet den Gau von einer ruhigen Bewegtheit wie die mit flüchtiger Hand gezeichneten Linien seiner zahllosen Hügel und doch eins in feinem Wesen.

Besonders auffällige Merkmale eines Volkstums sind Gestalt und Gesichtsbildung seiner Träger, Mundart und Tracht. Den sichtbarsten Ausdruck fand hier das Volkstum in der Tracht. Mit geringen Ausnahmen blieb und bleibt sie sich gleich im ganzen Ochsenfurter Gau und macht in ihrer Verbreitung ebenfalls nicht Halt an der Landesgrenze. Alle obengenannten Dörfer zählen zum Verbreitungsgebiet der Gautracht, und es ist ein Zeichen für die starke Kraft des Volkstums im Gau, daß selbst in diesen Grenzdörfern, die bei der heutigen Freizügigkeit stärkeren Einflüssen und Angriffen von Westen her ausgesetzt sind, die Tracht wenigstens bei den Frauen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und noch lebendig ist.

Es ist merkwürdig, daß die Tracht im Gau mit ihrem großen Reichtum an Formen, Farben und Einzelheiten noch keine eingehende Bearbeitung gefunden hat. Dieses gilt sowohl für den bayerischen<sup>1</sup> als auch für den badischen Teil des Gebietes. In Baden hat keiner der zahlreichen Trachtenforscher des 19. Jahrhunderts. Vader, Lallemand usw., die Tracht auch nur erwähnt. Keines der älteren badischen Nachschlagebücher kennt sie. Erst die Trachtenmaler Rudolf Gleichauf und Johann Bapt. Tuttine wandten ihre Aufmerksamkeit auch der äußersten Ecke des Hinterlandes zu und prächtige Bilder und Skizzen im badischen Landesmuseum zu Karlsruhe zeugen heute noch von ihrer Tätigkeit.<sup>2</sup> Leider fanden die Gleichauf'schen Aquarelle aus dem Gau keine Aufnahme in seinem Trachtenbuch.<sup>3</sup> E. Febrle gibt in seiner „Badischen Volkskunde“<sup>4</sup> eine kurze, scharfsumrissene Schilderung der Tracht. Gut vertreten ist sie in den volkkundlichen Sammlungen des badischen Landesmuseum zu Karlsruhe<sup>5</sup>, und

<sup>1</sup> Vgl. Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern IV 1, Unterfranken, München 1866, S. 262 f.; L. Adelman, Bayerische Trachten, Unterfranken, Würzburg 1856 (Vorzügliche farbige Abbildungen!); R. Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts, München 1912, S. 55 ff.

<sup>2</sup> Über das Wirken von Gleichauf und Tuttine s. H. Rott, Zur badischen Trachtenkunde im 18. und 19. Jahrhundert, Eckhart-Jahrbuch 1925, S. 82 ff.

Der Direktion des Bad. Landesmuseums sei auch an dieser Stelle für die gütige Überlassung der Gleichauf'schen Notizen und für die Aufnahmen zu den Abbildungen 1—4 und 8 bestens gedankt.

<sup>3</sup> Badische Landestrachten, i. U. des Bad. Handelsministeriums hsg. v. H. Müllers Kunstverlag in Stuttgart, o. J.

<sup>4</sup> Leipzig 1924, S. 167 ff. Die Abbildung 20 gibt ein Mädchen aus dem Gau nach einem Bild von Tuttine (im Bad. Landesmuseum) wieder.

<sup>5</sup> An Ganzfiguren sind u. a. vorhanden: Frauentracht aus Schönfeld (1891), Männertracht aus Oberwittighausen (1894), desgl. aus Poppenhausen (1891), Jünglingstracht aus Ober- und Unterwittighausen (1884/94); dazu einzelne Trachtenstücke wie Hauben usw.



Trachtengruppe aus Wittighausen und Bilchband. Um 1869 Aquarell von R. Gleichauf

wer sie einmal dort verglichen hat mit den übrigen badischen Trachten, mußte erkennen, wieviel an Eigenem Leben in ihr gewann.<sup>1</sup>

Auch die Gau-tracht will aussterben. In einigen badischen Gaudörfern wird sie schon seit Jahren auch von den Frauen nicht mehr getragen. In anderen Dörfern wieder halten nur noch verheiratete Frauen an ihr fest, die jungen Mädchen aber sind nicht mehr zu bewegen, Tracht anzulegen. Es sei denn zu einem Trachtenfest gegen Geld und gute Worte und mit wenig Verständnis und innerer Würde. Vereinzelt sieht man die Tracht noch in Gerchsheim, wo aus dem Gau durch Heirat herüber gekommene Frauen an dem Gewande ihrer Jugend festhalten, während die eingeborene Gerchsheimerin sich der Tracht entfremdet hat. Die Gründe für das Verschwinden der Tracht liegen nicht

<sup>1</sup> Gute Aufnahmen der Gau-tracht sind zu beziehen von H. Photographen J. Heer in Tauberbischofsheim. Er hat zur vorliegenden Arbeit die Lichtbilder zu den Abbildungen 5—7 und 9 geliefert.



Männertracht in Wittighausen und Bilsch-  
band. Um 1869 Aquarell von R. Gleichauf

offen zu Tage. Bauersfrauen, darum befragt, meinen, daß die Sucht der Mädchen nach der Stadt und nach städtischer Kleidung, nach „Flügeln“, wie man sie nennt, dann aber auch der Spott der Städter über die Tracht schuld daran seien. Auch die Baumädchen heirateten heutzutage lieber einen Beamten als einen Bauern, und auch dieser Beweggrund läßt manche Tracht in die Truhe wandern. Ein alter Bauer traf wohl das Richtige, der als Hauptgrund angab: „Die Leut sind innerlich viel unruhiger geworden“. Bemerkenswert ist dabei, daß gerade die großen Bauern mit dem Abtun der Tracht vorangehen. Der Reichtum macht es ihnen leicht, gute Kleider unverbraucht in den Schrank zu hängen, während kleinere Leute schon aus Sparsamkeit noch die Tracht wenigstens aufbrauchen. Es liegt ein Widerspruch in der weiblichen Natur in ihrem Verhalten zur Kleiderfrage hier zu Tage.

Trotzdem die Männer seit Jahrzehnten der Tracht den Rücken gekehrt haben, hielten bisher die Frauen unbeirrt an ihrer alten Gewandung fest. So stark aber bisher das Festhalten war, ebenso rasch vollzieht sich von Fall zu Fall der Übertritt zur modischen Kleidung und damit zu einem immer rascheren Wechsel ohne Ende. Die Tracht steht und fällt dabei fast immer als Ganzes, man versucht nicht, sie etwa durch besondere Zutaten oder Änderungen der Mode anzupassen. Von den Trachtenteilen der Frauen, die zuerst verschwinden, ist vor allem die Haube zu nennen, die durch das Kopftuch ersetzt wird. Diese farbigen Tücher, meistens leuchtend rot und groß geblumt, halten sich wiederum am längsten. Sie werden auch von den Frauen getragen, die die Tracht längst nicht mehr kennen und die lebhaften blau-weißen Rattunkleider und die roten Kopftücher dieser Frauen sind ein letztes Aufflackern der Farbenfreude, die einst so lebenskräftig und unbekümmert in der schönen alten Tracht wirkte.

Auffällig bei der Gaultracht ist die bei ihr besonders ausgeprägte Starrheit und Unveränderlichkeit durch Jahrzehnte hindurch. Während bei den Trachten anderer Gegenden die Entwicklung auch in kürzeren Zeiträumen Wandlungen in der Form mit sich bringt, sind diese bei der Gaultracht kaum festzustellen.<sup>1</sup> Vielleicht

<sup>1</sup> Schon Gleichauf schreibt 1869, daß die von ihm geschilderte (und bis in Einzelheiten hinein bis zum heutigen Tage gleichgebliebene) Tracht „seit etwa 60 bis 80 Jahren“ besteht.

lag dies in ihrer Kostbarkeit begründet. Hunderte von Gulden und Mark kostete ein Gewand, nur beste Stoffe und sehr teuere Zutaten wurden verbraucht und oft noch trug und trägt die Enkelin das Kleid der Großmutter. Über Generationen hinüber setzte sich so die Tracht als Ganzes und Unabänderliches durch.

Die Männertracht wurde nur bis in die 1870er Jahre getragen, und wenn sie im folgenden geschildert wird, so handelt es sich um diese in der Zeit zwischen 1860 und 1870. Auch bei ihr mag die stärkere Berührung mit der Stadt, vor allem aber der Einfluß des Militärdienstes erheblich zur inneren Umstellung beigetragen haben. Ihr Gesamtbild bestätigt die Erfahrung, daß über weite Gegenden Deutschlands hin die Tracht der Männer in den Hauptzügen sich gleich blieb. Doch kamen Farbensinn und Reichtum auch hier zu ihrem Rechte.

Ernst und Würde unterstrich die Männertracht beim Kirchgang. Ein Rock von dunkelblauem Tuch, der „Muzen“<sup>1</sup>, fiel bis weit unter die Knie herab. Bis zur Mitte des Rückens war er von unten her aufgeschnitten, an den Innenseiten der „Flügel“ waren die Taschen angebracht. Der Kragen war umgelegt; die Aufschläge an der Brust waren schmal, die Ärmel eng. Zugeknöpft wurde der Rock vorne mit etwa sechs mit Stoff überzogenen („gegribten“) Knöpfen von der Größe eines Zweimarkstückes. Zwei solcher Knöpfe saßen auch im Rücken am Ende der Flügel. Bei besonderen Gelegenheiten trat zum Kirchentrock der Mantel, der „Sandläfer“. Ebenfalls von dunkelblauem oder schwarzem Tuch, hatte er als weiter großer Umhang die gleiche Länge wie der „Muzen“. Der Kragen darüber, von ebenso verschwenderischem Stoffverbrauch und gleichem Schnitt, war nur 20 bis 30 cm kürzer als der Mantel. Den oberen Abschluß bildete ein schmaler Stehkragen. Der Mantel war nicht gefüttert, man nahm zu ihm bestes „Württembergers Tuch“, das gewöhnlich auf der Königshöfer Messe gekauft wurde. Diese beiden Trachtenstücke wurden nur an Festtagen, zu Kirchgängen usw. angelegt, die übrigen aber blieben sich bei allen Gelegenheiten gleich. An Stelle des „Flügelmuzens“ trat an Sonn- und Werktagen



Männertracht in Wittighausen und Bilschband (Wams, Brustfled, Treffenskappe) Um 1869 Aquarell von R. Gleichauf

<sup>1</sup> Alle mundartlichen Bezeichnungen in dieser Arbeit stammen aus Unterrittighausen. Ich beschränke mich absichtlich damit auf dieses Dorf.

das kurze Wams, das „Wämsdle“. Es war von schwarzem Tuche, reichte hinten nur bis in die Mitte des Rückens und vorn etwas weiter herab. Der Kragen war gestellt, etwa zwei Finger breit. Die vorderen Ecken auf der Brust waren breit umgeschlagen. Auf diesen Aufschlägen saßen eng beieinander je sieben blinkende Messingknöpfe von der Größe eines Pfennigstückes, je weitere fünf liefen rechts und links an der Brust herab. Die Gesamtzahl von zwei Duzend war feststehend. Bei all den vielen Knöpfen aber war das Wams nicht zum Zuknöpfen eingerichtet, sondern mußte offen getragen werden, um den darunter liegenden roten Brustfleck sehen zu lassen. Das Wams hatte enge Ärmel, hüben und drüben Taschen und war innen mit weißer Leinwand gefüttert. Das Prachtstück aber unter dem Wams war der Brustfleck, nach seiner Farbe der „scharlache Brustfleck“ genannt. Von gleichem Schnitt wie das Wams bestanden Vorderteil und Rücken aus scharlachrotem Tuche. Der Brustfleck hatte weder Ärmel noch Kragen. Seine Rückenlänge betrug etwa 36 cm, vorn war er etwas kürzer als das Wams. Der Halsauschnitt war halbrund. An ihm begann auf der Brust mit einem „Rösle“ (flach ausgerollt) die Einfassung durch eine breite Silberborde, die dann herunterlief und unten ebenfalls wieder in einem „Rösle“ endete. Wiederum spielte die reiche Zutat an Knöpfen eine große Rolle. Diese waren am Brustfleck von Silber und hatten die Form einer halben Kugel mit eingeritzten Blumenornamenten. Rechts und links über den oberen „Röslen“ saßen je vier solcher Knöpfe, zum Zuknöpfen dienten vorn dreizehn Knöpfe. Die Knopflöcher waren mit bunter Seide umsticht, hinter ihnen lief parallel zur Silberborde von oben nach unten eine schmale Seidenstickerei (Wellenlinie mit Dreiecken). Der Brustfleck wurde aber nur oben mit drei Knöpfen geschlossen, denn auch seine Pracht durfte nicht das Halstuch verdecken, das unter ihm zum Vorschein kommen mußte. Unter den weichen Hemdentragen wurde zunächst ein weißleinenes Halstuch, etwas größer als ein Sacktuch, gebunden. Darüber kam das seidene Halstuch, innen schwarz, außen mit roten oder rotbraunen Streifen. Das Halstuch hatte etwa 130 cm im Geviert. Der dann noch etwa fingerbreit überstehende Hemdenragen wurde nach außen umgebogen. Das Hemd selbst war von feiner, selbstgesponnener Leinwand. Die Ärmel waren sehr weit und an der Handwurzel in ein schmales, kaum fingerbreites „Preisle“ eingelesen.

Die bis unter die Knie reichende, enganliegende Hose wurde von gelbem Hirsch- oder Ziegenleder hergestellt. An den Seiten waren je nach den Vermögensverhältnissen des Besitzers zwei, drei, auch vier Nähte aufgesteppt. Ebenso waren der Hosennatz, der ursprünglich breit war, später aber schmaler wurde, und die Seitenteile rechts und links von ihm reich mit Blumenmustern besetzt. Unter dem Knie war die Hose geschlitzt, sie wurde dort mit einem Bendel zugebunden. Sie hielt damit gleichzeitig den Strumpf, der von weißer Wolle ohne jedes Muster glatt gestrickt war. Zu einem rechten Bauern gehörte der Rohrstiesel, der die Wade mit einer glänzenden schwarzen „Röhre“ umschloß.

An Festtagen traf man daneben auch niedere Schuhe mit silbernen Schnallen.

Auch die Kopfbedeckung des Gaubauern war der weitverbreitete dreieckige Hut, hier „Dreispiz“ genannt. An drei Seiten „naufgeschraubt“, wurde er mit der Spitze nach vorn getragen. Seine rechte Seite war meistens mit einem kleinen runden „Spiegel“ verziert, der mit schwarzem Faden in Form eines Sternes übersponnen war. Bei Regenwetter wurde der Hut durch ein darübergelegtes Wachstuch („Wichstuch“) geschützt. Neben dem Hut waren zwei Arten von Rappen in Gebrauch. Einmal die „Seelöwekappe“, die von Männern und Burschen im Sommer und Winter getragen wurde und vor allem die Kopfbedeckung für den Bräutigam war. Sie war von Pelz und hatte ein großes Schild. Die „Treffekappe“ dagegen hatte kein Schild. Sie bestand außenherum ebenfalls aus Pelz (Fischotter), der Deckel aber war von grünem oder schwarzem Samt, auf den von der Mitte ausgehend eine dicke goldene Tresse kreisförmig gelegt war. Über die Haartracht ist wenig zu sagen.

Das Kopfhaar wurde ziemlich lang getragen, es wurde in der Mitte gescheitelt und nach der Seite zurückgekämmt. An den Schläfen ließ man eine nach vorn gekämmte Locke, den „Sechser“, herabhängen. Schnurrbart und Backenbart waren ungebrauchlich.

Im Gegensatz zur Männertracht bezieht sich die nachstehende Schilderung der Frauentracht auf die Gegenwart.

Das am reichsten verzierte Stück der Frauentracht ist die Jade, der „Mußen“. Auffällig an ihm sind zunächst die übermäßig in die Breite und Höhe gezogenen keulenförmigen Ärmel, deren äußere Oberärmel durch Pappe und Mehlkleister, heutzutage aber auch durch „Steiffchätter“ glatt wie ein Brett gemacht werden. Unter dem Arm sind die Ärmel eingelefen. Der Mußen ist vorn am Hals viereckig, hinten rund ausgeschnitten. Er besteht an Fest- und Sonntagen aus Seidensamt mit roten „Blümlen“ und grünen „Stielerlen“. Bei Trauer aber dürfen die Blumen nur blau sein. Früher gab es auch „Goldblumenmußen“, die jedoch stark rosteten und darum wieder in Abgang



Frauentracht in Ungarn 1926



gerieten. Das Vorderteil und ebenso die Unterärmel sind prächtig geschmückt durch „Stickbänder“. Man klebt schwarzen Samt auf Pappe und sticht darauf mit blauen, roten und grünen Samtschnüren („Buderli“), Silberfäden, schmalen silbernen und goldenen Borden, ebensolchen Schnüren („Rördele“), mit ausgestanzten kleinen Sternen und Blumen („Blättli“) und runden, matten, weißen Blechen von Erbsengröße („Flinerli“) Gewinde und Blumen. Das Grundornament aller Stickereien ist die Acht („Achterli“). Das Stickband wird vorn auf das Brustteil aufgenäht, der Muzen wird mit Hasfen und Schlingen neben dem Stickband geschlossen. Um das Stickband herum läuft zunächst ein geblumtes rotes oder grünes Band und eine goldene, durchbrochene Borde. Bei Trauer ist das Band der Einfassung schwarz im Grunde und trägt grüne und lilafarbige Stickereien, die Borde aber ist silbern. Rechts und links vom Stickband stehen je vier „Kronenkнопfe“, halbkugelige, in Filigran hergestellte Knöpfe von Kronenform. Ähnlich wie das Stickband auf der Brust läuft je eines von den gleichen Borden und Bändern umgeben um die Unterärmel. Die beiden gebogenen Abnäher auf dem Rücken werden ebenfalls durch zwei Borden verdeckt.

Unter dem Muzen liegt das „Leible“. Es ist von ähnlichem Schnitt wie der Muzen, d. h. kurz und über den Hüften endend, dabei aber ärmellos. Der Halsauschnitt ist viereckig. Vom eigentlichen Stoff, der einfarbig braun, aber auch geblumt ist, sieht man kaum etwas. Breite Bänder mit golden oder silbern eingestickten Blumen laufen um die Brust, über die Schultern und um die Armellöcher herum. Es sind die gleichen Bänder, wie sie zur Verzierung der Schürzen dienen. Mit sechs Kronenkнопfen wird vorn das „Leible“ zugeknöpft. Über den Hüften liegen rechts und links zwei Wülste („Wüllst“), die mit Spreu ausgestopft als Rockauflage dienen. Zwischen „Muzen“ und „Leible“ wird

um den Hals das „Einlegtüchle“ gefchlungen. Es ist ein großes wollenes Tuch mit leuchtend roten Rosen, von dem ein Eck hinten eingeschlagen wird, die anderen Ecken aber unten aus dem Muzen wieder heraustreten.

Auch das Frauenhemd ist von selbstgesponnener und blendend weiß gebleichter Leinwand, die aber früher nicht durchweg von gleicher Güte war. Während man zum „Oberstod“ feines Tuch nahm, genügte zum „Unterstod“ ein Gemisch von „Wärchenem“ und „Flächfernem“. Den Halsabschluß bildet ein einfacher schmaler Kragen, in den rundum das Hemd eingelefen ist. Die Ärmel sind weit, an den Achseln gestickt und vorn in



Frauenstrumpf aus Almspan 1926



Handschuh und Stäucherle aus Imspan 1926

etwa 10 cm breite Bündchen eingelefen. Außer einer Stickerei haben die Bündchen als Abschluß noch eine in Zacken endende Häkelei, sogenannte „Kälberzähne“. Als Muster für die Stickereien auf den Bündchen sind „Gäähöckerle“ und „Nachläuferle“ beliebt. Auch die Bündchen werden mit je zwei Kronenknöpfen geschlossen.

Nicht weniger als mindestens vier Röcke gehören zu einem richtigen, reputierlichen Weibsbild im Gau. Der erste Rock, der „Underrock“ ist ein leichter und ungefältelter, meist aus einfarbigem Biber bestehender Rock. Über ihm liegt der „Watterock“, der gewichtige Watterock. Er wird schon lebhafter in der Farbe, nämlich rot, ist weit und rund und mit Watte abgefüllt. In halber Höhe ist ein Reif eingenäht oder aber sind in handbreiten Abständen drei Wülste angebracht, damit der Rock recht absteht und den darüberliegenden weiteren Röcken die richtige Form gibt. Zwar lassen heute manche Frauen den Watterock weg, die Folge davon aber ist, daß die Oberröcke nicht mehr so gut und gleichmäßig fallen. Unten wird der Watterock von einer schwarz-grünen oder schwarz-roten Schnur abgeschlossen. Über dem Watterock kommt der „Budelrock“. Er ähnelt in seiner Machart sehr dem Oberrock. Er ist wie dieser eng gefältelt und fällt weich, aber doch auch gleichmäßig „wie e Bried“. Der Rock ist immer rot, sein unterer Saum im Stück mit einem breiten, schwarzen Blumenkranz gemustert. Die gleiche Kordel wie beim Watterock dient als Abschluß. Als letzter der „Overrock“ oder „Zeucherock“. Unter einem schmalen Bund ist dieser in zahllose Falten gelegt, die oben eingefädelt und von links mit einem schweren Bügeleisen gebügelt und gepreßt werden. Beim Aufbewahren wird der Rock Falte für Falte zusammengelegt und dann eng zusammengerollt, sodaß



Brauttracht in Wittighausen und Poppenhausen (Sträußle an der Haube). In den 1870er und 1880er Jahren. Gemälde von J. B. Tuttine

er wenig Platz braucht. Ursprünglich liefen die Falten gleichmäßig bis nach unten, seit etwa 30 Jahren aber läuft um den Rock ein etwa 40 cm breiter unterer Saum mit weiten Falten. Zu einem Rock werden nicht weniger als 5,40 m Tuch von guter Wolle gebraucht. An größeren Feiertagen ist er rot, an zweiten braun, sonst andersfarbig, bei Trauer schwarz. Unten herum laufen zwei hellblaue, etwa 6 cm breite Seidenbänder. Musste früher an Stoff gespart werden, so wurde das Vorderteil, das unter der Schürze lag, von anderem Stoff eingefeset. Es war dies der „falsche Gääre“. Der Rock endet spannbreit über dem Boden.

Groß und farbenprächtigt flattert vor dem Rock die Schürze. Von geblumtem Atlas, ist sie von breiten Borden umsäumt, die außerdem schräg über die unteren Ecken gelegt sind und in der Mitte unten ein großes M formen. In den so entstehenden Winkeln sind „Rosen“ aus den gleichen Borden zusammengerollt. Die Borde hat roten Grund für die Feiertage, grünen u. a. aber sonst. Die gleiche Farbenregel gilt für das seidene Schürzenband.

Auch der Frauenstrumpf ist immer weiß. Im „Schbeedel“ werden gerne kunstvolle Stickerien angebracht: „Herzle, Gäärehöckerle, Achterle, Zwärcherle und Kreuzstich“. Das etwa zwei Finger breite Strumpfband, zum Binden eingerichtet, trägt Kreuzstichstickereien von Wolle und Perlen. Der „rauchlederne“ Schuh ist ein Halbschuh, vorn breit und mit niederem Absatz. Über dem unten herumlaufenden Lederstreifen steht ein Samtband mit Blumenmustern und als oberster Abschluß ein roter Vorstoß. Auf dem Reihen ein „Schlupfle“ und einige Knöpfe. Im Winter werden dunklere Wollhandschuhe getragen, im Sommer aber gestrichte weiße und daneben auch „Stäucherle“ (Handschuhe ohne Finger). Alle Handschuhe sind reich bestickt mit vielfarbigen Perlen, wobei Blumenranken, Monogramme und Jahrszahlen gern als Muster genommen werden.

Ein Trachtenstück, das seit einigen Jahren aussterben will, ist die Haube, die „hoche Haube“. Sie wird nur noch von einzelnen Frauen getragen, während sie ursprünglich auch Kopfbedeckung der Mädchen war. Heute gehen die Mädchen barhäuptig in die Kirche, die Frauen aber müssen „Tüchle“ aufsetzen. Die Form der Haube gab ein „Kopf“, der von Pappe und Leinwand zusammengelebt war. Auf ihn wurde zuckerbuttförmig ein 17 cm breites Moireband

befestigt, von dessen Spitze aus vom gleichen Band lange „Schnüüre“ bis an die Knie herabfielen. Und zwar in der Mitte zwei einfache, rechts und links von ihnen aber je ein „Schlupf“. Den unteren Abschluß der einfachen Bänder, die um eine Hand breit länger waren als die „Schlupfe“, bildeten Treffen, bestehend aus Stidereien mit Blumen- und Rankenmotiven, Borden und Fransen. An hohen Feiertagen waren die Treffen von Gold, an mittleren von Silber, an einfachen Sonntagen aber von schwarzem Stoff. Oben in der Haube lag das reich mit Blumenmustern bestückte „Böidele“.

Besonders eigenartig ist ferner die Haartracht.<sup>1</sup> An ihr ist die Frau aus dem Gau ohne weiteres zu erkennen. Das Haar wird zunächst oben in der Mitte geteilt, in je zwei Hälften über die Augen herabgezogen, nach hinten glatt angestrichen und dann über den Ohren auf Haarnadeln fest aufgewickelt. Das übrigbleibende Haar des Hinterkopfes wird geflochten. Zuerst wird es hart am Kopfe zusammengebunden und wiederum in zwei Hälften geteilt. Je

nach der Stärke des Haares gibt nun jede Hälfte 32 bis 42 dünne Stränge, „Künkerle“, wobei je ein „Künkerle“ über zwei andere von rechts nach links und umgekehrt geflochten wird. So entstehen zwei flache, breite „Kranzleszöpfe“, die zum Schluß nach oben über den Kopf gelegt werden. Legt man beim Flechten ein „Künkerle“ nur über ein anderes, so gibt es „Schubkarreträgerszöpfe“. Diese sind nicht so haltbar und darum weniger beliebt. Die Zöpfe werden etwa alle 14 Tage neu geflochten, das vordere Haar dagegen jeden Tag frisch gemacht. Das Haar wird zusammengehalten durch ein schmales, schwarzes Samtband, das dreimal um den Kopf gewunden wird. Im Haar steckt der Haarkamm von Bein mit etwa fünf breiten Zähnen und reichem Perlenschmuck. Behänge von schwarzen und goldenen Perlen werden in die Flechten rechts und links gesteckt.

Einen wesentlichen Bestandteil der Sonntagstracht bildet der reiche Schmuck, den die Gaubäuerin zur Schau trägt. Während sonst die Tracht im großen



Frauentracht in Schönfeld und Ilmspan  
(Gebundene Ärmel) 1926

<sup>1</sup> Abbildungen der Haartracht in *Julien a. a. O.*, S. 59.

und ganzen für Reich und Arm die gleiche ist, spielt hier der Geldbeutel eine große Rolle. Den Schmuck erhalten die Mädchen von den Eltern, nach der Verlobung aber die Braut von ihrem Bräutigam. Er besteht aus dem „Kreuz“, dem „Buch“ und dem „Rosenkranz“. Das Hauptstück ist das „Kreuz“, ein großes, goldenes Kreuz als Anhänger an einer schweren Halskette, die aber nebenbei noch mehrere kleinere Anhänger rechts und links und ein großes Medaillon trägt. Das „Buch“ ist ein in blauem Samt gebundenes Gebetbuch mit silbernen Beschlägen in Filigranarbeit. Der „Rosenkranz“ hat kleinere, braune Perlen, „Granate“, und größere, silberne Perlen, sowie ein silbernes Kreuz. In den Rosenkranz wird oben ein rotes Band eingefügt (bei Trauer blaues), das beim Kirchgang um die linke Hand gewickelt wird. Diese wird flach vor die Brust gelegt. Unten schließt der Rosenkranz wiederum mit einer roten, bezw. blauen Schleife ab. Erwähnt seien noch die Ohrringe („Ohrglocke“) von Gold mit roten und blauen Steinen, die Broschen und breiten Ringe, von denen an jeder Hand drei getragen werden.

Auch für die verschiedenen Feste im Leben hatte die Tracht ihre besonderen Vorschriften. Der Bräutigam trug an der rechten Brustseite ein rundes „Sträußle“ von künstlichen Blumen und ein ebensolches „Sträußle“ am Hut, in der Hand aber einige Rosmarinstengel. Hatte er sich noch nicht vergangen, so hingen am Rosmarin zwei lange, rote Bänder, sonst aber zwei blaue. Die gleichen Vorschriften bestanden für die Braut. Hatte sie noch „keee Eise roogerisse“, so trug sie an der rechten Seite der Haube ebenfalls ein „Sträußle“, das über einem „Kranzle“ von rotem Tuch etwa 7 cm hoch ein Gebinde aus Stoffblumen, Perlen, Glasfugeln und Messingplättchen in Form von Sonnen, Monden, Sternen, Eicheln und Eichenlaub war. Der Strauß auf der Brust wurde ersetzt durch den Goldschmuck, das Geschenk des Bräutigams. Mit dem Rosmarin und den Farben der Bänder mußte es die Braut wie der Bräutigam halten. Die Brautjungfern, „Brautführere“, trugen den gleichen Schmuck wie die Braut, wobei sie Sträußle und rote Schleifen tragen durften, wenn sie ohne Fehl geblieben waren, auch wenn die Braut sie nicht mehr tragen konnte. An die Stelle der „Sträußle“ sind heute Kränze von künstlichen Blumen im Haar getreten. Die „Marienbildmädele“, die Jungfrauen, die das Marienbild bei den Prozessionen tragen, waren und sind geschmückt wie eine Braut. Auch die Patin kam wie eine Braut daher, selbst wenn sie mit einem ledig geborenen Kinde zur Kirche ging. In diesem Falle darf nur nicht geläutet und Orgel gespielt werden. Ebenso trug der Pate Bräutigamsschmuck. Bei der Kommunion trugen die Mädchen früher ebenfalls die Haube, die Buben aber zum erstenmal den „Flügelmußen“ (um 1870). Sonst hatten sie „Wämsdle“ wie die Männer, jedoch ohne die vielen Knöpfe. Auch der Brustfleck war bei ihnen nicht scharlachrot, sondern von dunkelblauem Tuch. An Stelle der hirschledernen Hose hatten die Buben leinene. Bei Tanz und Spiel gingen und gehen die Mädchen gern ohne Mußen in Hemdärmeln. Eine besondere Trauertracht für Männer

gab es nicht. Bei den Frauen mußte das Rot verschwinden und wurde, wie mehrmals erwähnt, meist durch blau, lila oder grün ersetzt. Der Tote bekam nur ein weißes Hemd an.

Nicht unerwähnt bleiben darf, daß in Schönfeld und Imspan sich neben der geschilderten Tracht bei den Frauen noch ein besonderes Kleid in Gebrauch erhielt. Es wird an den zweiten Feiertagen und an den Sonntagen getragen und besteht aus brauner oder dunkelblauer Seide. Es handelt sich um ein ganzes Kleid, dessen Eigenart die „gebundenen Ärmel“ sind. Die Ärmel sind an sich gleich weit, sie werden am Oberarm und zwar nur auf ihm, nicht unter ihm, eingelefen. Darauf kommen Borden, gelb, grün, rot oder lila mit schwarzen Perlen. Der Halsauschnitt ist eng und rund und hat keinen Kragen. Rund um den Rock herum laufen in Kniehöhe zwei schmale, schwarze Samtbänder. Bei Trauer ist das Kleid schwarz und die Borde auf den Armen grün oder lila.

Eine stark vereinfachte Tracht sieht man da und dort an den Sonntagen und auch an Werktagen. Der „Muzen“ wird zur einfachen Bluse von rotbraunem Barchent mit engen Ärmeln. Sie wird vorn eingebunden und hängt hinten lose über den Rock. Der einzige Schmuck sind zwei bunte Borden am untern Saum. Der Rock ist weit und faltig und ebenfalls von dunklem Stoff. Am untern Rande laufen um ihn zwei schmale, schwarze Samtbänder. Die Schürze ist auf dunklem Grunde lebhaft geblumt und mit einer farbigen Borde umsäumt. Ein grellrotes Halstuch mit Franzen ersetzt Stickbänder und Leible. Haartracht, Schuhe und die übrigen Stücke sind die gleichen wie sonst.

Die in der vorliegenden Arbeit gegebene Schilderung der Volkstracht im Gau soll ein weiterer Beitrag zur Sammlung aller badischen Volkstrachten sein. Er beschränkt sich zunächst auf Querschnitte durch die letzten Erscheinungsformen der Männer- und Frauentracht. Einer Anregung H. Rott's folgend<sup>1</sup> soll in einer späteren Arbeit die Entwicklung dieser und der übrigen Trachten des badischen Hinterlandes in Anlehnung an die örtlichen Zeugnisse behandelt werden.

<sup>1</sup> H. Rott, a. a. O., S. 59.